

Pest, Matthäus, Die Finanzierung des süddeutschen Klosterbaues in der Barockzeit. Kommissionsverlag Graphische Kunstanstalt A. Huber München 1937  
 Puscher, Uwe, Lohn und Lebensstandard. Arbeiter- und Handwerkerlöhne in München und Augsburg in vor- und frühindustrieller Zeit. In: Müller, Rainer A., Henker, Michael (Hrsg.), Aufbruch ins Industriezeitalter, Band 2, R. Oldenbourg Verlag München 1985  
 Schahl, Adolf, Kunstbrevier Oberschwaben, Verlagsbuchhandlung Adolf Bonz u. Co. Stuttgart 1961  
 Scherer, Peter, Reichsstift und Gotteshaus Weingarten im 18. Jahrhundert, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1969

Schindler, Herbert, Barockreisen in Oberschwaben und am Bodensee, S. 301 ff., Prestel Verlag München 1971  
 Spahr, Gebhard, Oberschwäbische Barockstraße II, S. 157 f., Verlag Isa Beerbaum, Weingarten/Württ. 1978  
 Tüchle, Hermann, Schahl, Adolf, 850 Jahre Rot an der Rot, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1976  
 Weitnauer, Alfred, Allgäuer Chronik, Band 3, Verlag für Heimatpflege Kempten 1972  
 Wimmer, Otto, Handbuch der Namen und Heiligen, Tyrolia-Verlag Innsbruck – Wien – München 3. Aufl. 1966

## Noch einmal: Friedrich Goll Der Lebenslauf eines Biberacher Kaufmanns zwischen Napoleon und Bismarck

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Vor fünf Jahren hat der Ravensburger Stadtarchivar Peter Eitel unter dem Titel „Aus dem Leben eines oberschwäbischen Kaufmanns“ das Tagebuch des Ravensburgers Ulrich C. Gradmann veröffentlicht, das dem Leser beispielhaft die Umwelt eines Stadtbürgers aus dem vorigen Jahrhundert nahebringen vermag. Auch für Biberach wäre ein solches Buch möglich, wenn die Unterlagen nicht ein Opfer des Bombenkriegs geworden wären. In Offenbach am Main sind die autobiographischen Aufzeichnungen des Biberacher Devisenfabrikanten Christian Friedrich Goll am 23. März 1944 verbrannt; Fragmente daraus sind nur in Abschriften oder Zusammenfassungen auf uns gekommen. Die berühmte Episode von Golls Aufrührertum und Festungshaft ist schon frühzeitig durch Rektor Karl Mayer aus Cannstatt aufgegriffen und publizistisch verwertet worden. Wir haben in diesen Blättern („BC“ 1978/1) in erweiterter Form darüber berichtet.

Der folgende zweite Beitrag zum Thema „Friedrich Goll“ soll nicht nur eine Parallele zu dem Ravensburger Beispiel liefern, sondern auch das Sprichwort belegen, daß die Jugend allemal besser ist als ihr Ruf. Denn Goll war schon als Heranwachsender ungewöhnlich tüchtig und besonnen. Die ersten – glücklicherweise überlieferten – Seiten seiner Erinnerungen dürfen dazu ausführlich zitiert werden.

1786 geboren, entstammte Friedrich Goll einer jener Familien, die im 18. Jahrhundert, von auswärts hergezogen, unter der Bürgerschaft zu Ansehen gekommen waren und zunehmend das alte Patriziat überlagerten. Es ist ganz typisch, daß eine Großmutter Golls aus der Familie Wechsler kam, die schon vor den Golls eine solche Entwicklung genommen hatte. Unser Memoirenschreiber war der Meinung,

seine Vorfahren seien seit der Reformation in Kempten ansässig gewesen und von dort wegen der Schwierigkeiten, die man den Evangelischen bereitete, nach Biberach ausgewandert. Seine Nachkommen haben jedoch entdeckt, daß die Kirchenbücher von Kempten und Lindau eine Herkunft aus Salzburg bezeugen. Golls Vater betrieb in einem Haus der Ranzengasse, der heutigen Hindenburgstraße (Uhren-Schilling) wie seine Vorfahren das Gewerbe eines Nadlers. Seine Frau war die Tochter eines aus Schmalkalden eingewanderten Posamentiers, der in Biberach in die Familie des Glockengießers Schmelz eingehiratet hatte.

Von seinem Vater schreibt Goll: „Er war ein sehr freisinniger Mann, den die politischen Bewegungen der neunziger Jahre sehr ansprachen, obschon er die extremen Richtungen derselben verabscheute. Meine Mutter war eine sinnige, empfindsame Frau und sehr gute Haushälterin. Mein Vater fabrizierte Miederhaken, zinn- und silberplattiert, die man jetzt kaum mehr dem Namen nach kennt.“

In der Tat gehörten diese Dinge zu der Mode des Rokoko, die in der Französischen Revolution einer neuen Richtung weichen mußte. Goll meint dazu:

„Die Weiber gefielen sich nun nicht mehr in ihren Panzern, den Miedern, und somit nahm der Verschleiß der Miederhaken täglich ab. Dazuhin brachte der Krieg viele Quartierlasten und sonstige Unkosten, und wenn wir nicht in dem Hause neben der „Linde“ gegen den Marktplatz herunter im mittleren Stockwerk gewohnt und parterre einen Laden gehabt hätten, in welchem wir Rauch- und Schnupftabak, Pfeifen usw. verkauften, wären wir nicht imstande gewesen, jene Zeit auszuhalten.“

Ich war ein recht lebhafter, dabei etwas schüchterner Knabe, daher auch den Spielen meiner Altersgenossen, zum Beispiel „Kriegführen“, nicht sehr zusetzen. Dagegen verstand es meine Mutter, mich

allerlei Künsteleien, Zuschneiden, ja selbst Fadenarbeiten, Flechtereien usw. zu lehren, so wie ich auch bald Versuche im Abzeichnen und (selbständigem) Zeichnen machte. Von meinem zehnten Jahr an mußte ich meinem Vater in seinem Geschäfte helfen, und so gewöhnte ich mich nach und nach an ein stetes Zuhausebleiben, mit Ausnahme etwa einer Stunde des Tages. Meine ersten Studien machte ich beim sogenannten Hecken-Schulmeister, einem Sattler namens Schelle. Er lehrte mich das ABC und Lesen. Den deutschen Schulunterricht und Rechnen erhielt ich von Kollaborator Kraus, den lateinischen von Rektor Mayer. Letzterer war ein Mann von vielen Kenntnissen, aber er hatte nicht die Gabe zu lehren; mein unruhiger Geist fand in dem trockenen Unterricht, an dem immer im Kreis sich drehenden Sprachbuch- und Bibellesen keine Nahrung. Ich verfiel in allerlei Mutwillen und spielte ihm manchen Possen, wozu ich in meinen Kameraden treue Teilnehmer vorfand. Es war gegen Ende des Jahres 1798, als Dr. Johann Martin Schmid aus Ulm für Mayer, der Pfarrer gewesen war, eintrat. Mit seinem Kommen begann eine neuen Epoche für mich und alle meine Altersgenossen, und wir machten in kürzester Zeit die besten Fortschritte. Unter solchen Umständen wurde ich 13 1/2 Jahre alt. Da jetzt die



*Friedrich Goll in seinen späteren Lebensjahren.*

Kränklichkeit meines Vaters seine Kräfte täglich mehr aufzehrte, mußte er um meine Entlassung aus der Schule nachsuchen.

Später – von meinem 14. Jahre an – kam ich auf Schmid's Einladung jeden Sonntag in sein Haus. Er versah mich nicht nur mit guten Büchern, sondern unterhielt sich auch mit mir über deren Inhalt.

Wie bereits erwähnt, hatte das eigentliche Geschäft meines Vaters seit mehreren Jahren sehr notgelitten, und nur der Verkauf im Laden gab noch einigen Nutzen. Ich widmete mich daher demselben besonders. Nachdem ich von einem unbedeutenden Sprachmeister französisch lesen gelernt hatte, gab ich mir alle Mühe, im Umgang mit Franzosen deren Sprache zu erlernen, was mir auch ziemlich gelang.“

Der „Umgang mit Franzosen“ – das muß hier eingeschaltet werden – war dazumal nicht ganz freiwillig. Sie waren häufige Besatzer. Schräg gegenüber von Goll's Wohnung befand sich in der „Krone“, dem vornehmsten Gasthof der Stadt, so manches Stabsquartier eines anspruchsvollen Generals, und dasselbe galt für das „Boos'sche Haus“, das heute schön renovierte „Klösterle“ in derselben Straße weiter stadtauswärts. Bei dem ständigen Kommen und Gehen waren viele zwanglose Bekanntschaften möglich. Es gab ja noch kein Fraternalisierungsverbot. Die einheimische Bevölkerung lebte in gut und böse recht eng mit den Franzosen zusammen. Goll berichtet weiter:

„Mittlerweile trat im Jahre 1801 der Friede ein, das Militär zog ab, im Laden gab's wenig mehr zu tun und – wie gesagt – die Miederhaken kamen immer mehr aus der Mode. Die Kränklichkeit meines Vaters nahm täglich zu, und ich sollte mich nun für einen künftigen Beruf bestimmen. Meiner Neigung nach hätte ich Jura studieren wollen, allein diesen Plan mußte ich früher schon aufgeben, weil meine Eltern hierzu das Vermögen nicht besaßen. Auf meine dringenden Bitten wollten meine Eltern endlich ihr Äußerstes tun und mich die Kaufmannschaft lernen lassen, obschon sie kaum wußten, wie sie das Lehrgeld aufbringen sollten. Allein ein bedeutender Krankheitsanfall meines Vaters ließ auch diesen Plan scheitern. Ich mußte mich nun in Gottes Namen entschließen, ein Nadler zu werden, obschon ich von der ganzen Profession auch nicht das mindeste verstand. Es geschah dies bloß, um die Berechtigung zu erlangen, einst einen Quincaillerie-Handel führen zu können. Wie unglücklich ich mich fühlte, vermag ich nicht zu beschreiben, allein die Pflichten für meine Eltern überwand alles.“

Unter diesen Umständen faßte ich den Entschluß, mir einen neuen Nahrungszweig zu gründen. Ich unternahm – 16 Jahre alt – eine Reise nach Baierfurth bei Regensburg, wo ein gewisser Maucher zinn- und silberplattierte Knöpfe machte, die in Schwaben und Bayern vielfach getragen wurden. Ich

suchte die Art zu erfahren, wie dieselben gegossen und gepreßt oder poliert wurden. Denn obschon nahe mit den Miederhaken verwandt, war ihre Herstellung doch sehr verschieden. Es gelang mir auch, der Sache so ziemlich auf die Spur zu kommen, obschon Maucher das größte Geheimnis aus derselben machte. Nach einem Jahr machte ich nicht nur diese, sondern eine noch viel höhere Sorte, die mir der ursprüngliche Verfertiger nicht einmal nachmachen konnte und mit welcher ich mir nach und nach täglich drei bis vier Gulden verdiente – wenn ich nämlich zu tun hatte, was freilich nicht immer der Fall war.“

Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1804 hatte sich Friedrich Goll in erster Linie um seine Mutter und um seinen fünf Jahre jüngeren Bruder Gottlieb zu kümmern. Dieser kam vorübergehend bei Daniel Stecher als Konditorlehrling unter. Er sollte dann auswärts seine Lehre fortsetzen; aber wegen seiner andauernden Kränklichkeit blieb nichts anderes übrig, als ihn wieder zu Hause aufzunehmen. Bruder Friedrich indes wußte Rat: Gottlieb wurde bei Maler Pflug und Kollaborator Kraus in dem ausgebildet, was wir heute Design nennen würden. Es bleibt unklar, ob der Ältere dabei schon an das spätere Devisengeschäft gedacht hat. Jedenfalls betont er in seinen Memoiren, er habe für seinen Bruder „einen Plan für die Zukunft“ entworfen.

Auch er selbst hatte das Gefühl, sich einer neuen Weichenstellung des Lebens zu nähern. Das Geschäft in Biberach war ihm zu einförmig geworden. Sein Geist fand dabei keine Nahrung, und er wälzte wieder allerhand Projekte. Er zeichnete Landschaften und schmiedete Gedichte, „mehr oder minder gute“, wie er sagt. Immerhin verschaffte ihm solche Belletristik Ansehen bei seinen Kameraden. Sich literarisch zu betätigen war Mode, und einiges von Goll fand sogar seinen Weg in die zeitgenössischen Schullesebücher!

Golls Zukunftspläne wurden zunächst durch den Ausbruch des Dritten Koalitionskrieges in den Hintergrund gedrängt. Wie schon fünf Jahre zuvor, wurde Oberschwaben Hauptschauplatz des Kriegsgeschehens. Napoleon siegte bei Ulm, um dann nach Austerlitz weiterzuziehen. Handel und Wandel stockten, dafür streckte nun die Konstriktion ihre Hand nach Friedrich Goll aus. Nur ein Zufall rettete ihn vor dem württembergischen Militärdienst, der ihn vielleicht in die Einöden Rußlands geführt hätte. Über den Marsch der „grande armée“ nach Moskau gab sich Goll von vornherein keinen Illusionen hin. Er schreibt:

„Über die Kämpfe der französischen Armee lief ein günstiges Bulletin um das andere ein, und alle endeten damit, daß sich der Feind in wilder Flucht davongemacht habe. Nebenher erfuhr man gelegentlich vom Verbrennen aller Magazine und Weg-

führen der Einwohner usw. Das gab mir Veranlassung, mich öfters dabei zu äußern: Die Franzosen seien und müßten verloren sein. Unverhohlen zeigte ich meine deutsche Gesinnung und geriet nicht selten in lebhaften Wortwechsel mit den blind österreichisch Gesinnten, welche, seit Napoleon eine deutsche Kaisertochter geheiratet hatte, ihm Glück und Heil auf allen Wegen wünschten. Daß in jenen Zeiten viel und heftig politisiert wurde, war ganz natürlich, und ich galt für einen der ersten Eiferer für die Erhebung Deutschlands gegen Napoleons Herrschaft.“ Daß alles so kam, wie Goll es vermutet hatte, daß Napoleon „mit Mann und Roß und Waffen“ geschlagen aus Rußland zurückkehrte, stärkte Golls Ansehen in seiner Vaterstadt, zumal die drückende Herrschaft des württembergischen Königs, der treu zu Frankreich hielt, in Biberach immer größeren Unwillen hervorrief.

Es ist nie aktenkundig geworden, ob die Gebrüder Goll wirklich, wie die Behörden behaupteten, die Rädelsführer der Biberacher Demonstration von 1813 gewesen sind. Sie kamen jedenfalls auf die Festung Hohenasperg, mitten hinein in die jahrhundertlange Reihe von Rebellen, die sich bis in unsere Tage verlängern sollte. Das Ende der Haft war freilich nur bei wenigen so versöhnlich wie bei den Gebrüdern Goll. Sie wurden nach einem Jahr entlassen, später in aller Form rehabilitiert und von Friedrichs Nachfolger Wilhelm I. sogar noch mit Entschädigungszahlungen bedacht.

Es ist bezeichnend, daß die beiden dieses Geld sofort in ihr Geschäft steckten. Es hatte inzwischen erneut die Richtung geändert. Sie hatten für die gemeinsame Nutzung ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten einen neuen Erwerbszweig gefunden: die Herstellung von Tragantwaren, das heißt kleiner Figürchen mit symbolischen und allegorischen Attributen, die aus einer Tragant-Hohlform bestanden und im Innern Zettel mit Lebensweisheiten oder Wahlsprüchen trugen, sogenannten „Devisen“. Tragant, eine gummiartige Substanz pflanzlicher Herkunft, wird heute in der pharmazeutischen Industrie als Bindemittel verwendet; damals diente die leicht formbare Masse, von Konditoren sachkundig bearbeitet, als Vehikel einer Zeitmode, die den Export bis Rußland und Spanien beflügelte. Sehr wesentlich war dabei das Erfinden neuer Motive und das liebevolle Bemalen. Für beides war Bruder Gottlieb der richtige Mann, und wenn man sieht, wie etwa zu gleicher Zeit in Biberach die Blechspielwarenfabrikation aufkam, dann war auch sonst wohl das „Know-how“ im Einzelnen vorhanden.

Friedrich Goll wurde offenbar zu seiner Devisenfabrikation durch ein einheimisches Beispiel angeregt. In seinen Erinnerungen schreibt er vom Entenwirt Friedrich Haas in der Gymnasiumstraße, der in seinen Mußestunden Tragantfigürchen machte, die



Die jüngst restaurierte „Ente“ in der Biberacher  
Gymnasiumstraße. Foto: Dahinten

er nach England verkaufte. Goll: „Ich kalkulierte nun, daß, wenn jemand diese Figürchen auf bessere Weise und in größerer Zahl verfertigen – mit einem Worte, die Sache fabrikmäßig betreiben würde, derselbe sein Auskommen finden dürfte.“ Die Goll'sche Fabrik – eigentlich handelte es sich um einen Manufakturbetrieb – blühte in der Tat rasch auf. Die Brüder kauften 1818 die heutige Stadtmetzg und errichteten auf dem Gelände zusätzliche Bauten. Als Gottlieb 1820 Barbara Staib heiratete, trat er damit in Verbindung mit der Familie des Wirts zum Goldenen Rad, und so konnte auch dieses große Gebäude in das Areal einbezogen werden (es ist nach einem Brand in den siebziger Jahren inzwischen in Formen, die den alten Zustand nachgestaltet, wieder aufgebaut worden). Die Radgasse muß seinerzeit eine Art Goll'scher Familiendomäne gewesen sein. Es ist dabei bemerkenswert, daß Friedrich und Gottlieb stets gemeinsame Kasse führten.

Das spricht für ihre Eintracht – offenbar befaßte sich der eine, nämlich Friedrich, mehr mit dem Finanziellen, während Gottlieb für das Handwerklich-Technische verantwortlich war. Es ist andererseits nicht verwunderlich, daß die Sache bei Erbschaftsanlässen schwierig wurde, zumal die Brüder eine kluge Ehestrategie führten. Barbara Staib war gewiß eine vorteilhafte Partie, aber Bruder Friedrich war ja mit gutem Beispiel vorangegangen. Als er 1819 den Stadtrat bat, seine Braut Luise Kiderlen aus Ulm in das Biberacher Bürgerrecht aufzunehmen, konnte er auf eine Mitgift von 6513 Gulden hinweisen. Die Ehe war leider nur von kurzer Dauer. Luise Goll war „andauernd krank“, sie litt an Tuberkulose und starb schon 1822.

Auch Gottlieb Goll starb lange vor seinem Bruder. Wie beim Tod Luises die Ulmer Verwandtschaft, so traten nun beim Hinscheiden Gottliebs 1847 dessen fünf Kinder an den Finanzpool der Firma mit ihren Forderungen heran. Bernhard Friedrich, der älteste, hatte inzwischen als „Handlungsbeflüssener“ das Hotel Rad übernommen.

Kein Zweifel: Die Tragantwarenfabrikation florierte. Schon 1822 betrug der jährliche Reingewinn etwa 1400 Gulden – für die damalige Zeit eine sehr ansehnliche Summe. 1836 beschäftigte man zwischen 30 und 50 Personen, vermutlich größtenteils in Heimarbeit. Zwei weitere „Fabriken“ waren dem Goll'schen Unternehmen zur Seite getreten, und die 15 Konditoren, die in Memmingers Oberamtsbeschreibung aufgeführt sind, dürften wohl auch einschlägig tätig gewesen sein.

Als Steuerzahler muß Goll so vorbildlich gewesen sein wie in vieler anderer Beziehung. So reklamierte er erst 1831, allerdings erfolgreich, die Rückzahlung von zuviel bezahlten Beträgen aus den Jahren 1823 bis 1826.

Während Bruder Gottliebs Rolle im Biberacher kommunalen Leben unklar bleibt, taucht Friedrichs Name bis 1848 immer wieder im Zusammenhang mit bürgerlichen Ehrenämtern auf. 1822 ist er Bürgerdeputierter, d. h. Mitglied des erweiterten Stadtrats. 1825 wird er Obmann dieser Gruppe, allerdings gegen den lautstarken Protest des Stadtrats Cloos, der aber wahrscheinlich private Gründe hatte.

Wie Goll sich in und neben seinen Ämtern einsetzte, wird nachher noch zu zeigen sein. Jedenfalls war es kein Zufall, daß er 1831 ein zweites Mal Obmann wurde. Wie sein Zeitgenosse Harkort war er, stets umtriebig, jedem neuen Projekt zugetan. Die Ratsakten erwähnen einmal seine Empfehlung neuartiger Wasserpumpen, die er in Hamburg kennengelernt hatte. In den Protokollen erscheint er

▷  
Das nach einem Großbrand wiederaufgebaute „Rad“  
in der Biberacher Fußgängerzone. Foto: Mock



unter dem Titel eines Gerichtsassessors, das heißt, er war einer der zwölf Beisitzer des Amtsgerichts, womit dem verhinderten Juristen eine späte Erfüllung jugendlicher Wünsche zuteil wurde. 1847 erscheint Goll auch als Stadtrat im Rahmen des engen Gremiums. Als im Revolutionsjahr 1848 die Bürgerwehr besser bewaffnet werden sollte, wurde er beauftragt, vom königlichen Arsenal in Ludwigsburg 200 Musketen zu besorgen, oder sie, falls er sie dort nicht bekommen sollte, irgendwo zu bestellen.

Ein verlässlicher Revolutionär also, wie einst 1813? Aber inzwischen gehörte er ja zum bürgerlichen Establishment! Als in Biberach der durchaus gemäßigte „Volksverein“ begründet wurde, leistete er, zusammen mit anderen Fabrikanten wie Staib und Flächer, bereitwillig seine Unterschrift unter eine vom Oberamt angeregte Loyalitätsadresse. Die Unterzeichner fühlten sich als Sprecher der „unzweifelhaften Mehrheit“ und fürchteten, daß die Umtriebe der Linken „weitere Opfer von den gewerbstätigen Bürgern“ zur Folge haben würden. Wie sein Stadtratskollege und Altersgenosse Johann Baptist Pflug schied Goll daher bereits auf den 8. August 1848 aus dem Gremium wieder aus. Der Grund ist nicht erkennbar; er bleibt aber bemerkenswert, daß an jenem Tag die Öffentlichkeit der Sitzungen und auch der Haushaltsberatungen in Kraft trat.

Goll war gewiß ein „Achtundvierziger“ – das steht außer Frage. Aber er blieb im Spektrum der Liberalen auf der rechten Seite wie Heinrich von Gagern, der Präsident der Paulskirche, oder der Biberacher Abgeordnete Fürst Constantin von Zeil.

Das praktische Handeln lag ihm näher als die politische Theorie. Der Blick, den er von seiner Wohnung zum Gigelberg genoß, mag ihn zu dem Gedanken inspiriert haben, dort etwas für seine Stadt zu tun: nämlich die alten Festungswerke in einen Park für die Allgemeinheit zu verwandeln. Wieder einmal befand er sich mit seiner Initiative im Einklang mit der Zeitströmung. Offene Landschaft zu gestalten war in Kreisen der Gesellschaft eine Art Passion – man lese nur die Erinnerungen des Fürsten Pückler oder Goethes „Wahlverwandschaften“. Während bei der Biberacher Stadtentfestigung in der Regel das öffentliche Terrain in kleinen Parzellen verkauft worden war, hatte sich der Gigelberg als zusammenhängendes Gelände erhalten. Die Biergärten bildeten darin die gegebenen Akzente. Goll konnte mit seinen Absichten auf Ansätze der Reichsstadtzeit aufbauen. Wie er mit ganz persönlichem Einsatz ab 1827 das Werk betrieb, ist in diesen

Blättern schon bei früherer Gelegenheit dargestellt worden. In seinen Händen lag nicht nur die Einzelplanung, sondern er widmete sich auch der Bauleitung und Bauaufsicht. Die Stadträte zeigten sich dankbar. Als Goll sich bereit erklärte, den Ertrag der noch verbliebenen kommunalen Obstbäume auf dem Gigelberg zu übernehmen, wurde ihm in Ansehung seiner Verdienste die Ernte kostenlos überlassen. Wer sich mit Mostobst auskennt, wird die Geste freilich nicht für übertrieben großzügig halten.

Ständig bemühte sich Goll auch in der Folgezeit um eine Arrondierung des angefangenen Werkes. Er besaß selbst einen großen Garten am Südhang des Berges und das Goll'sche Gartenhaus, massiv gebaut nach der Sitte der Zeit, war in der Stadt ein gängiger Begriff. Die Ratsprotokolle registrieren 1844 einen Geländetausch, den Goll mit der Verwaltung vereinbarte. Schon zuvor hatte er, allerdings erfolglos, einen ganzen Acker zur Erweiterung des „Spaziergangs über den Gigelberg“ angeboten. Nicht nur, daß die Stadt 1839 „Öschayen“, das heißt Feldhüter, zur Beaufsichtigung der Anlagen einsetzte; immer wieder sind damals auch besondere Arbeiter zur Instandhaltung angestellt gewesen. Zur „Erstausrüstung“ gehörte übrigens auch ein hölzerner Pavillon, denn 1845 wurde auf Antrag Golls beschlossen, den „zusammengedruckten“ Bau wieder aufzurichten. Noch einmal führte der nun sechzigjährige Assessor die Aufsicht, während die eigentliche Ausführung dem Zimmermeister Dollinger übertragen war. Dieser zweite Pavillon, gegenüber dem Schwarz-Veri-Lagerplatz über die Bergkante vorspringend, ist den Älteren unter uns sicher noch gut erinnerlich.

Als Friedrich Goll kurz nach der Gründung des Bismarckreichs starb, hinterließ er seiner zweiten Frau Charlotte, geborene Brodhag, mit der er über vierzig Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatte, ein Gesamtvermögen von 21800 Gulden. Er war gewiß kein armer Mann, aber er hat es noch erleben müssen, daß die Devisenfabrikation von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weniger einbrachte. Die Zuwachsraten der zwanziger und dreißiger Jahre wurden nicht mehr erreicht. Tragantfigürchen und „Devisen“ waren eine Mode der Biedermeier-Epoche gewesen, und Goll hatte die Gunst der Zeit genutzt. Nun erinnern an diese Seite seines Wirkens nur noch einige Ausstellungsstücke im Museum. Was aber lebendig unter uns grünt und hoffentlich auch noch künftigen Generationen Erholung und Freude schafft, ist sein Geschenk, der Gigelberg.